



Gurme vor seiner Hütte. Das Dach aus getrocknetem Kuhmist hält nachts warm und trotz dem Regen. © alle Bilder: Alexandra Kolbeck

Kenia: Stiftung sichert Überleben eines Volkes

Safari zu den Samburu

Die Einladung zum Mittagessen ist abgelehnt – freundlich, aber bestimmt. Es hätte „saroi“ gegeben, ein lauwarmes Gemisch aus Ziegenmilch und Blut, serviert bei Gluthitze im Freien, zwischen fensterlosen Hütten aus hölzernem Stangengeflecht und getrocknetem Kuhmist. Der Lebensstil der Samburu klingt für Menschen westlich geprägter Kultur wie aus einem Märchen entferntester Ver-

gangenheit. Es scheint, als habe sich das Krieger- und Nomadenvolk im Norden Kenias, Verwandte der Masai, seit dem 16. Jahrhundert jeder Veränderung und Entwicklung widersetzt. Sehr modern dagegen ist ihr neues Konzept: Eine Stiftung soll zum Überleben des Volkes und zum Erhalt des Ökosystems beitragen.

Von Alexandra Kolbeck

Gurme ist der Älteste im Dorf, trägt die Verantwortung über 80 Mitbewohner, darunter 40 Kinder. „Meine größte Sorge im Moment ist, dass Prin wieder gesund wird“, erzählt der 56-Jährige und deutet auf einen schlanken, knapp 30-jährigen Samburu-Mann, dessen linker Fuß in einen dicken, weißen Verband gewickelt ist. „Prin wurde von einem Krokodil gebissen, hat großes Glück, noch am Leben zu sein“, schildert Gurme den Hergang der Verletzung. Zwar habe der Arzt einer benachbarten Safari-Lodge die Wunde versorgt, ob Prin sein Bein behalten kann, sei jedoch noch ungewiss.

Ereignisse wie diese sind Alltag im Dorf, das mit seinen 40 Hütten eingebettet in das 165 Quadratkilometer große Samburu Nati-

onal Reserve liegt. In der mächtigen Dornbuschsavanne, die felsig bis auf eine Höhe von 1.200 Meter ansteigt, leben neben Elefanten, Löwen, eng gestreiften Grevy-Zebras, Netzgiraffen und Oryx-Antilopen auch Krokodile in großer Zahl – am Uaso Nyiro-Fluss, der Lebensader des Samburu-Volks. „Nach knapp einem Jahr Trockenheit sind wir eigentlich glücklich, dass der Strom wieder Wasser führt“, erzählt Gurme. Sein Blick auf Prins Bein allerdings verrät, dass sich die Freude in Grenzen hält.

Ein Layeni ist noch kein richtiger Kerl

Bei den Samburu zählt jeder Mann. Während die Frauen nur geringen Einfluss auf das Gesellschaftswesen ausüben, immerhin aber für den Bau der Hütten zuständig sind, tragen die Männer die Gesamtverantwortung für den Clan. Das geht los bei den Kleinsten, den „Layeni“: Als Hirtenjungen sind ihnen die Ziegen und Schafe anvertraut. Zwischen dem 12. und 19. Lebensjahr werden sie zu Krieger ausgebildet. „Vorerst nur zur Bewachung der Rinderherden eingesetzt, erlernen sie nach und nach, mit Speeren, Messern und Pfeilen wilde Tiere zu erlegen“, erklärt Gurme die Aufgaben der so genannten „Lumurran“.

Spätestens mit 19 sollte ein Samburu-Mann dann verheiratet sein. Erst als „Lpayan“, wenn er Verantwortung für eine Familie tragen kann, ist er unter den Dorfbewohnern als richtiger Kerl anerkannt. Polygamie ist erlaubt, kostet aber Kühe: neun Stück pro Frau. „Die meisten Männer bei uns im Dorf können sich das nicht leisten“, erzählt Gurme – und bedauert sichtlich, dass auch er als Oberhaupt lediglich eine Frau „besitzt“.

Keine Unterstützung vom Staat...

Zum täglichen Ritual der Samburu-Männer gehört die Versammlung im „Parlament“, einem primitiven Rundbau aus hölzernen Stangen, einen Steinwurf abseits der Wohnhütten gelegen. Unter Gurmes Vorsitz werden dort allabendlich die Belange des Dorfes diskutiert: von familiären Ereignissen über neue Strategien in der Jagd bis hin zu aktuellen allgemeinpolitischen Themen, von denen der Clan unmittelbar betroffen ist.

Mit der Arbeit des regionalen Abgeordneten, der in Nairobi die Interessen der Nomadenstämme Nordkenias vertritt, sind die Samburu derzeit alles andere als zufrieden. „Wir mögen ihn nicht und haben ihm bei



Tanzen ist bei den Samburu Tradition – und Männersache.

der vergangenen Landesparlamentswahl unsere Stimmen verweigert“, gesteht Gurme. Weil aber der Politiker von der Kampagne gegen ihn wisse, tendiere sein Engagement um das Wohl der Samburu momentan gegen Null: Die von der Regierung jährlich bewilligten finanziellen Mittel, die den Lebensstandard der Nomadenvölker Kenias einigermaßen sicherstellen sollten, flössen zum Bedauern Gurmes derzeit an seinem Dorf vorbei in andere Regionen des Landes.

... aber 20 Dollar von den Touristen

Doch die Samburu sind geschickt: Im Tourismus haben sie ihre Chance erkannt und einen neuen Geschäftszweig gewittert. „Wir haben eine Stiftung zum Erhalt unseres Stammes gegründet“, erzählt Gurme. Besuchern, die im Rahmen einer Safari durch die atemberaubenden Wildreservate Kenias reisen, gewähren die Samburu fortan Einblick in ihren Alltag – für 20 Dollar pro Person. Die Eintrittsgelder werden unter den Dörfern gerecht aufgeteilt, sichern somit das Überleben der Clans und tragen überdies noch zur Stabilisierung des Ökosystems bei.

Denn: Die nomadische Viehwirtschaft braucht Platz – und der wird für die Hirtenvölker Kenias immer weniger. Beschnitten von den britischen Kolonialherren, verloren die Samburu bereits in den 1920er und 30er Jahren ihre wertvollsten Weidegründe. Bei der Aufteilung des kenianischen Nordens in Distrikte büßten sie später auch ihre nord-

östlichsten Flächen ein – mit der Folge, dass sich immer mehr Menschen und Vieh auf immer weniger Land konzentrierten.

Das labile Ökosystem der kargen Savanne aber ist kaum tragfähig. Schon bei einer Bevölkerungsdichte von fünf Menschen pro Quadratkilometer droht der Kollaps! „Von dem Geld aus der Stiftung kaufen wir Saatgut“, erklärt Gurme und schildert, wie der Anbau von Getreide und Gemüse die intensive Beweidung und damit die Zerstörung des Ökosystems reduziert: „Unsere Ernährungsgrundlage ist gewährleistet, ohne dass die Familien von der Tierzucht abhängig sind.“

Weitgehend autark sind die Samburu damit auch von der Regierung in Nairobi. Was Gurme einerseits stolz, andererseits aber auch nachdenklich und manchmal sogar wütend macht: „Die Kenia-Urlauber aus aller Welt lassen uns nicht im Stich. Die eigenen Leute hingegen schon.“

► Infobox

Alexandra Kolbeck

hat als Reisejournalistin bereits zahlreiche Länder der Erde gesehen. Von Afrika ist die 36-jährige besonders fasziniert.

Die achttägige „Big Five Safari“ führt von Nairobi zum Mount Kenya Nationalpark und weiter durch die fruchtbaren Farmgebiete der Samburu-, Shaba- und Buffalo-Springs-Reservate über die Nyahururu Fälle und den Nakuru See in die tierreiche Masai Mara.
www.meiers-weltreisen.de